

Die Bedeutung des Fremden für die Kulturanthropologie – nebst Gedanken zu den ΞΕΝΟΙ (Xenoi) und Βαρβαροί (Barbaroi)

1. Die Buntheit der Fremden

Fremde gehörten und gehören zu den Kulturen der Menschen. Daher gilt dem Fremden schon sehr früh das Interesse von Kulturanthropologen. Es lässt sich sogar festhalten, dass die Entstehung der Kulturanthropologie – also der Wissenschaft, die sich mit der Vielfalt von Kulturen und ihrer Entstehung beschäftigt – eng mit der Faszination des Fremden verbunden ist. Im ersten Kapitel werde ich dieses Thema kurz anschnitten – vor allem am Beispiel des Missionars Lafitau. Daran anschließend werde ich das Thema des Fremden als Wandernder und Vagabund, der sogar zum Heimatdichter werden kann, besprechen. Schlussendlich möchte ich zwei Typen von Fremden, wie wir sie auch kennen und wie sie im alten Griechenland mit den Begriffen „Ξενος“ (Xenos) und “Βαρβαρος“ (Barbaros) formuliert wurden, vorstellen.

2. Der Fremde und die Entstehung der Kulturanthropologie

Es ist das 18. Jahrhundert, in dem durch die Auseinandersetzung mit fremden Kulturen – im Rahmen der Seefahrt und der Kolonisation – das Interesse an der Vielfalt fremder menschlicher Kulturäußerungen, den Ritualen und Symbolen, ganz im Sinne der modernen Kulturanthropologie sich entwickelt. Beispielhaft sei auf den Missionar *Joseph-François Lafitau* (1681-1746) verwiesen, der von 1712 bis 1717 beim Stamm der Irokesen in Nordamerika lebte und deren Leben zu erforschen suchte. Er veröffentlichte über seine Forschungen vier Bände mit dem Titel: „Moeurs des Sauvages Amériquains, Comparées aux Moeurs des Premiers Temps“. Lafitau gilt damit als einer der Begründer der modernen Ethnologie bzw. Kulturanthropologie. Er war der erste, der über die geographische Beschreibung hinausging und über kulturelle Phänomene im Sinne der kulturanthropologischen Forschung berichtete. Er beschäftigte sich mit Kulturvergleichen, er verknüpfte das bei den Irokesen Beobachtete mit Parallelen, die er bei antiken Schriftstellern fand. Lafitau wurde auf diese Weise zum Entdecker

des Mutterrechts, mit dem er die Einrichtung des „Männerkindbettes“ (der Kuwade) verbindet. Um Übereinstimmungen dieser Art zu erklären, konstruierte Lafitau kühne Wanderungen von der Alten zur Neuen Welt. Interessant ist seine Beschäftigung mit dem griechischen Schriftsteller Herodot, der von den Lykiern erzählte, ihre Familiennamen würden sie von der Mutter bekommen (vgl. dazu *Mühlmann, W. 1964, 217ff.*). Studien dieser Art, die sich ab dem 18. Jahrhundert häuften, erweckten das Interesse des Europäers am Fremden. Vor allem das Problem der Migration war es, das immer mehr in den Vordergrund trat. Die moderne Kulturanthropologie baut auf dieser Tradition, wie sie von Lafitau zunächst eingesetzt wurde, auf. Er kam übrigens mit seinen Studien dem Basler Rechtsgelehrten *Johann Jakob Bachofen* zuvor, der 1861 sein phantastisches Werk „Das Mutterrecht“ herausbrachte.

Jedenfalls, dies ist für meine Überlegungen hier wichtig, interessieren die frühen Kulturanthropologen – ebenso wie ihre Nachfolger – Wanderungen jeder Art und damit auch die Figur des Fremden. Denn die Weltgeschichte ist eine Geschichte des Wanderns, Vertreibens und Flüchtens von Menschen.

3. Der Vagabund als der Fremde

Unter Vagabunden verstehe ich im Folgenden sehr allgemein Menschen, die stets auf der Suche nach neuen Ufern sind, die kein festes Zuhause haben, für die als dauernde Fremde die Straßen oder gewisse Plätze die Heimat sind. Sie wissen, dass sie, wenn man sie nicht will, man sie also als Fremde betrachtet, zu neuen Ufern weiterziehen werden. Auch dort müssen sie versuchen, als Fremde zu überleben.

Vagabunden aller Art haben für den echten Kulturanthropologen eine gewisse Faszination. Als Fremde haben Vagabunden mitunter Schwierigkeiten, sie können aber auch Überträger von Kulturelementen sein. So waren es Vagabunden, die Speisepflanzen, wie zum Beispiel die Kartoffeln, durch die Länder trugen.

Zu den Vagabunden zählen im weitesten Sinn auch Wissenschaftler, die ihre Heimat verlassen haben, weil sie keine Möglichkeiten des Forschens für sich sehen. Sie nehmen das Abenteuer einer neuen Welt auf sich und vermögen zu großen Wissenschaftlern zu werden.

Für die echten Sesshaften waren und sind Vagabunden aller Art stets verdächtig, da sie als Fremde schwer einzuordnen sind. Die Geschichte der

Vagabunden ist uralt. Die Straßen waren voll mit ihnen. Zu ihnen gehörten: Akrobaten, Bettler, Deserteure, Diebe, fahrende Schüler und Studenten, Gauner, Hausierer, Dirnen, Kesselflicker, Landstreicher, Schausteller, Scherenschleifer, Spielleute, Tippelbrüder, Walzbrüder, Zigeuner und anderes Volk. Die heutigen Sandler oder Pennbrüder, wie man sie in Deutschland nennt, befinden sich in der Tradition dieser frühen Wanderer. Dies zeigt sich vor allem in ihrer Sprache, dem Rotwelsch, die weit in das Mittelalter zurückreicht.

Der Fremde, der als Wandernder in eine neue Welt gelangt, kann zum Problem werden, vor allem dann, wenn er andeutet, bleiben zu wollen. Der Kultursoziologe *Georg Simmel* (1968, 63ff.) deutet dazu an, dass nicht der Fremde als „der Wandernde, der heute kommt und morgen geht“, als „gefährlich“ empfunden wird, sondern der, „der heute kommt und morgen bleibt“. Durch sein Anderssein stellt er den Absolutheitscharakter der Aufnahmegesellschaft in Frage. Er bringt neue Elemente – wie eine neue Religion, eine neue Architektur, neue Speisen und neue Rituale – ein, die zur Verunsicherung der Autochthonen führen können. Der Fremde kann demnach geradezu als Gefahr für die „eigene Kultur“ gesehen werden. Der Vagabund, also der Wandernde, der vom Fremden zum Sesshaften wird, hat es grundsätzlich nicht einfach, wenn er versucht, Neues in seine neue Welt einzuführen.

4. Vagabundierende Heimatdichter: Franz Stelzhamer und Hoffmann von Fallersleben als Fremde

Es ist erstaunlich, dass die oberösterreichische Landeshymne von einem Mann gedichtet wurde, *Franz Stelzhamer*, der lange Zeit seines Lebens herum vagabundierte. Stelzhamer, der 1802 in dem oberösterreichischen Dorf Piesenham im Hausruckviertel geboren wurde und 1874 in der Nähe von Salzburg starb, sollte zunächst Rechtswissenschaft studieren, doch er zog es nach einem verbummelten Studium vor, ein unstetes Leben als Schauspieler zu führen. Schließlich kann er auf das Dichten. Er schrieb einmal sinngemäß: „Den Ruhestuhl könnt ihr wem ihr wollt geben, doch der Wanderstab bleibt mein Leben“. Er liebte es, als Fremder durch die Welt zu ziehen, dennoch pries er seine Heimat in seinem berühmt gewordenen Lied „Hoamatland“, es wurde zur oberösterreichischen Hymne. In diesem Lied wird – durchaus im Stil der alten Vagabunden – kein konkretes Heimatland angegeben, sondern eben ein Land beschrieben, in dem man sich wohl fühlt,

es einen guten Most gibt und man bleiben sollte. Trotz dieser verkündeten Liebe zur Heimat, blieb Stelzhamer lange Zeit ein Fremder, der rastlos umher zog.

Auch *Heinrich Hoffmann von Fallersleben*, der Dichter des berühmten „Deutschlandliedes“, vagabundierte zur Zeit der Revolution von 1848 durch die Lande. Als steter Fremder hatte er große Sympathien für das fahrende Volk, das keine Heimat hat und das überall als fremd gesehen wird. Hoffmanns Sympathie ging so weit, dass er sogar in der Gaunersprache dichtete. Daher veröffentlichte er 1856 auch wieder den so genannten „Liber vagatorum“, das Buch der Vaganten aus der Zeit um 1510. In diesem Buch sind die Sprache und die Tricks der Ganoven in Deutschland festgehalten. Hoffmann hatte also eine besondere Vorliebe für die Leute am Rande der Welt des guten Bürgers. Das Deutschlandlied schrieb er 1841 in schwärmerischer Laune und keineswegs in imperialistischer Absicht, die ihm heute bisweilen unterstellt wird, auf der Insel Helgoland. Es ist das Lied eines vagabundierenden Dichters, der frei und ohne Grenzen durch Deutschland wandern will. In der zweiten Strophe dieses Liedes bezieht er sich daher auf Frauen und Wein, an denen er sich als vagabundierender „Fremder“ erfreut.

Hoffmann von Fallersleben, der 1830 Professor in Breslau wird, beginnt Volkslieder zu sammeln und bekennt sich zum „Jungen Deutschland“. Er fühlt sich dem fahrenden Dichter Walther von der Vogelweide verbunden. Hoffmann, der die die schönen Kinderlieder „Bienen summ herum!“, „Kuckuck, Kuckuck“, „Alle Vöglein sind schon da“, „Morgen kommt der Weihnachtsmann“ und „Ein Männlein steht im Walde“ gedichtet hat, lobt den Vagabunden, der eigentlich ein Heimatloser, ein Fremder, ist. Stelzhamer und Hoffmann von Fallersleben sahen sich als Wandernde, also als dauernde Fremde, veranlasst, ihre Heimat, die vielleicht idealisiert wird, zu verherrlichen.

5. Der fremde Dichter der Tiroler Landeshymne – der jüdische Student Julius Mosen (Moses)

Aber auch die Tiroler Landeshymne, in der Andreas Hofer als Held, der für die Freiheit stirbt, besungen wird, ist von einem Herrn mit vagabundischem Geist geschrieben worden. Dieser Herr war kein Tiroler, er war ein Fremder in Tirol. Sein Name ist *Julius Mosen*, er entstammt einer jüdischen Familie, die zunächst Moses hieß und sich dann auf Mosen umbenannte.

Er war Burschenschafter in Jena und dichtete 1828 das Andreas-Hofer-Lied, ein Lied über den Freiheitskampf der Tiroler gegen Napoleon. Julius Mosen steht auf der Seite der „kleinen Leute“, die um ihr Überleben gegen die Mächtigen zu kämpfen haben. Besonders dürften es ihm wohl die Tiroler angetan haben. Daher schreibt er über die Menschen im Vogtland, aus dem er stammt, sie wären „sächsische Tiroler“ und ebenso „bieder“ wie diese.

Julius Mosen hat als Fremder ein Lied geschaffen, das heute als Landeshymne eng mit der Heimat der Tiroler verbunden ist.

6. Die Vertriebenen als Fremde – das Märchenland Operenzia

Im Gegensatz zu Vagabunden, die freiwillig ihre Heimat verlassen haben und in diese meist auch wieder einmal zurückkehren wollen, sind die Vertriebenen als Fremde in einer geradezu trostlosen Situation. Die Vertriebenen müssen oder mussten ihre alte Heimat verlassen. Als Fremde in einem fremden Land bleibt ihnen bloß ein Erinnerung an die alte Heimat.

Ich bin nach dem zweiten Weltkrieg in den oberösterreichischen Bergen in Spital am Pyhrn als Sohn eines Landarztes und einer Landärztin aufgewachsen. In diesem Dorf fanden Flüchtlinge aus Jugoslawien und Ungarn Aufnahme. Unter diesen Vertriebenen waren meine ersten Freunde, die hier in den Bergen zumindest für eine Zeit Schutz und also so etwas wie eine Heimat fanden. Einige dieser Menschen blieben im Dorf, wohl die meisten zogen nach einigen Jahren auf der Suche nach einer neuen Heimat weiter nach Deutschland, England, Kanada und andere Staaten. Besonders liebe Freunde, heute noch pflege ich Freundschaften aus dieser Zeit, fand ich unter den Kindern der Flüchtlinge aus Ungarn. Diese Kinder der Ungarn umgab ein eigentümlicher Zauber. Sie waren als Fremde nicht irgendwelche Kinder. Sie waren die Söhne der noblen Wächter des Goldschatzes der ungarischen Nationalbank, der in den letzten Kriegstagen im Mai 1945 nach Spital am Pyhrn in das Gebirge gebracht worden war. Im Stift wurde der Schatz aufbewahrt. Mit diesem Schatz waren auch ungarische Husaren mit ihren Pferden gekommen. Diese Husaren sollen noch weiter täglich exerziert haben, obwohl der Krieg bereits zu Ende war. Die Amerikaner, die als Besatzer kamen, werden überrascht gewesen sein, als sie die stolzen Ungarn noch voll bewaffnet sahen, ehe sie diese zur Übergabe aufforderten. Die meisten der ungarischen Pferde erwarben die Bauern des Dorfes. Diese Pferde, sie waren Militärpferde, sollen bei den täglichen bäuerlichen Arbeiten zwischendurch irgendwelche Kapriolen, die sie für militärische

Zwecke gelernt hatten, vollführt haben. Den Schatz übernahmen später die Amerikaner und brachten ihn nach den USA, von wo er irgend wann einmal den Ungarn rückerstattet wurde.

Die Ungarn, die damals in Spital am Pyhrn gewesen waren, sprechen heute noch in Hochachtung von den Oberösterreichern: Sie seien hierher als Fremde gekommen und wie Freunde empfangen worden und man hätte ihnen sehr geholfen. Sie hätten sich also hier in Oberösterreich wohl gefühlt.

Jahre später erfuhr ich, dass Oberösterreich für ungarische Flüchtlinge und Auswanderer schon im 18. Jahrhundert eine große Bedeutung hatte. Darauf verweisen ungarische Märchen, in denen von einem geheimnisvollen Märchenland Operenzia erzählt wird. In einem heißt es: „Und als in der windschiefen Hütte sich kein einziger Kreuzer, kein noch so winziges Stückchen Brot mehr finden ließ, brach der jüngste Sohn des armen Bauern auf, um sein Glück in der weiten Welt auf die Probe zu stellen. Er wanderte sieben Tage und sieben Nächte hindurch, bis er die Zuckerhut-Berge an der Grenze des Landes Operenzia erblickte. Er dankte Gott, faßte Mut und beschleunigte die Schritte seiner müde gewordenen Stiefel.“ Es ist also der jüngste Sohn, der kleinste und ärmste von allen, der tapfer das Schicksal herausfordert. Sein Ziel ist das sagenumwobene Land Operenzia. Die Zuckerhut-Berge sind sein Ziel, hier erwartet ihn das Glück. So oder ähnlich müssen sich die ungarischen Flüchtlinge vorgekommen sein, als sie 1945 in unsere Berge kamen. In den ungarischen Märchen heißt es, dieses Operenzia sei wunderschön, der Waldboden ist mit moosgrünem Samt und Seide bedeckt; die Bäume wachsen buchstäblich zum Himmel, in ihrem kühlen Schatten findet man Pilze, die groß wie ein Bauernhut sind. Und über die Mädchen ist zu lesen: „Die Mädchen sind allesamt wunderschön: Ihr langes blondes Haar glänzt so betörend wie der über den silbrigen Wiesen schwebende Marienfaden des Altweibersommers; ihre lachenden Augen spiegeln das verträumte Blau der im Schatten verborgenen Veilchen wider; ihre Lippen sind so rot und duftig wie die süßesten Kirchen der ersten Junitage. Sie sind zwar stolz und gebärden sich als unnahbar, haben aber dennoch die erstaunliche Fähigkeit, sich in Kürze eines Stoßgebetes unsterblich in einen Fremden zu verlieben.“

Der sehr sympathische ungarische Schriftsteller *Stefan Vajda* beschreibt in wunderschönen Worten dieses Operenzia weiter so: „Ein Märchenland, wahrhaftig. Ein einzigartiges, im doppelten Sinne. Weil es tatsächlich existiert. Weil hier die kollektive Phantasie eines vielgeprüften, nach Europa verschlagenen asiatischen Volkes eine topographische Realität zum Fabel-

reich der Hoffnung, zum verheißungsvollen Zwischenbereich der Sehnsucht erhoben hatte. Es ist eine Landschaft des trostreichen Unwirklichen, und dennoch erreichbar.“ Auch über die Berge schreibt der Ungar mit Begeisterung: “Man müsse aber in Operenzia teuflisch acht geben, daß die Pferde an den Sternen nicht stolpern oder daß sie keinen Stern vom Himmel lostreten. Hat der ungarische Husar unterwegs Durst, wringt er einfach die nächstbeste Wolke aus, denn die Wolken schwirren einem um den Kopf nur so herum, daß man sie oft mit dem Säbel zerschneiden muß, um den schmalen Pfad zwischen den furchterregenden Felsen aus glitzerndem Glas finden zu können.“

Tollkühne Leute müssen also in Operenzia leben. Aber wo liegt dieses Operenzia? Dieses Märchenland Operenzia ist nicht allzu schwer zu finden. Es liegt gleich hinter den Zuckerhut-Bergen, deren erster Traunstein heißt: „Operenzia“ ist nichts anderes, als die leicht verdrehte ungarische Form von „Ob der Enns“; es ist das frühere Erzherzogtum und Kronland „Österreich ob der Enns“, das heutige Oberösterreich. Dieses Oberösterreich, aus dem die Ungarn das Märchenland Operenzia machten, wurde von Ungarn verherrlicht, aber später auch für einige von ihnen zum heiß ersehnten Heimatland, nämlich zu einer Heimat vertriebener Ungarn, die als Fremde hierher gelangt waren.

7. Juden und Mauren als Fremde – ihre Vertreibung als Problem des Jakobsweges

Mit der Geschichte des Jakobsweges ist große Brutalität verbunden, nämlich die Erniedrigung, Tötung und Vertreibung von sephardischen (Sephara – jüdischer Name für Spanien) Juden und Mauren. Es ist vor diesem Hintergrund (vgl. dazu *Girtler, R. 2005*) unvorstellbar, dass der nach Santiago de Compostela führende Jakobsweg heute eine derartige Attraktivität besitzt. In Santiago wurde das erste Mal in Spanien die Kennzeichnungspflicht der Juden verlangt. Geachtet wurden die Juden grundsätzlich von den Mauren.

Die Mauren und in ihrem Anhang vorher aus Spanien vertriebene Juden überquerten am 19.7.711 die Enge von Gibraltar. Sie waren nach Thronwirren im Westgotenstaat von Goten gerufen worden. Sie eroberten Spanien bis auf den Nordwesten. In den nächsten Jahrhunderten entwickelten die Mauren, die in der Bevölkerung durchaus auf Sympathien stießen, eine große Kultur. Gegen die Mauren wird nun der heilige Jakob, der nie in

Spanien war, im 8. Jahrhundert als Heiliger erfunden. Er wird genannt der „matamoros“ (Maurentöter). Mit ihm beginnt der Kampf gegen die Mauren.

Als Granada am 2.1.1492 vom letzten maurischen König Mohammed XII., genannt Boabdil, an die katholischen Könige Ferdinand und Isabella übergeben wurde, hielten sich diese nicht an das, was in Vorverträgen zugesagt hatten, nämlich die Achtung der zurückgebliebenen Mauren und auch der Juden. Bis zuletzt war den Muslimen zugleich der Schutz der Juden in Spanien ein Anliegen gewesen. Die Besiegten ahnten nicht, dass bereits kurz nach der Übergabe von Granada alle Zusagen der Sieger gebrochen werden sollten. Bereits am 31.3.1492 wurde durch die „Katholischen Könige“ ein Edikt erlassen, in dem alle Juden aufgefordert wurden, sich entweder taufen zu lassen oder binnen vier Monaten Spanien zu verlassen. Einige Jahre später wurde auch die Ausübung der islamischen Religion im ehemaligen Königreich Granada grausam unterdrückt. Diejenigen Mauren aus Granada, die sich auf die Zusagen der „Katholischen Könige“ beriefen und daher nicht bereit waren, zum Christentum überzutreten, mussten ebenfalls das Land verlassen.

Von den jüdischen Einwohnern Spaniens ließ sich etwa ein Viertel taufen, die übrigen Juden verließen ihre Heimat. Entweder auf dem Seeweg – aus den Hafenstädten Barcelona, Valencia, Cádiz und Cartagena in Richtung Italien, östliches Mittelmeer und Nordafrika, aus den Häfen von Bilbao und Laredo in Richtung Flandern und England – oder auf dem Landweg. In diesem Fall zogen sie aus den nördlichen Gebieten in das Königreich Navarra und nach Südfrankreich sowie – der größte Teil – aus Westspanien nach Portugal, wo sie gegen Bezahlung eines Geldbetrages zumindest eine Zeit lang bleiben durften. Zahlreiche Juden starben auf dem Weg in die Emigration, wurden überfallen, ausgeraubt, von Schiffskapitänen erpresst und dennoch nicht zum Zielhafen befördert, sondern als Sklaven verkauft.

Bis zur Aufhebung der Inquisition 1834 sollen etwas 5.000 Todesurteile in Spanien gegen Kryptojuden und andere Häretiker gefällt worden sein. Bereits 1485 waren alle Juden aus Andalusien bei Androhung der Todesstrafe vertrieben worden. Der Geist der spanischen Inquisition war tief in den Menschen verwurzelt, sogar in den gebildeten. Es gab Intellektuelle, die noch im späten 19. Jahrhundert die Inquisition zu rechtfertigen suchten, wie zum Beispiel der Direktor der Madrider Nationalbibliothek Ramón Menéndez y Pelayo, er lebte von 1856 bis 1912.

Dieser gebildete Herr meinte allen Ernstes, dass die spanische Inquisition ein Segen für Spanien gewesen sei und dass die Vertreibung der Juden im Jahre 1492 weder gut noch schlecht gewesen sei, sondern ein „historisches Gesetz“ erfüllt habe.

Ein furchtbares Ereignis bestimmte den Weg der sephardischen Juden bis 1492. Da viele Juden zum Christentum konvertierten, also zu Conversos wurden, versuchte man sich auch von diesen zu distanzieren. 1449 erließ der Bürgermeister von Toledo, Pedro Sarmiento, daher die rassistischen „Statuten der Blutreinheit“ (Estatutos de Limpieza), wonach allen Juden und Conversos (!) der Zugang zu öffentlichen Ämtern verwehrt wurde. Diese Statuten bezogen sich zwar zunächst nur auf Toledo, doch bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts sollten sie sich in allen öffentlichen und kirchlichen Institutionen durchsetzen. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts beherrschten sie weiter spanisches Leben und Kultur.

Grundlage für die Festlegung der „Blutreinheit“ in Spanien war das rassistische Machwerk „Fortalium fidei“ (Glaubensburg) des Franziskaners Alonso de Spina. Darin wird behauptet, dass ein von Juden abstammender Christ, also ein Converso, niemals ein wahrer Christ werden könne, da seine Bosheit angeboren sei. Außerdem heißt es, die Conversos hätten die „natürliche Neigung“, Christi Blut zu schänden und die Hostie zu entweihen.

Es ist wohl bemerkenswert, dass in Spanien erst 1865 die „Statuten der Blutreinheit“ offiziell abgeschafft wurden, die 1451 mit Billigung des Königs von Toledo in Kraft gesetzt worden waren. Bereits zuvor war es in Toledo zu einem Pogrom gekommen, bei dem unter der Führung eines stadtbekanntes Trunkenbolds der Pöbel die Häuser der Juden und der Conversos stürmte, ihre Bewohner niedermetzelte, die Wohnungen plünderte und in Brand setzte. Die getöteten Juden und Neuchristen wurden anschließend auf dem zentralen Platz Toledos, dem Zocodóver, an den Füßen aufgehängt und zur Schau gestellt. In den „Statuten der Blutreinheit“ wird die Schuld an diesem Aufstand einflussreichen Juden und Conversos gegeben, die gewisse Rechte missachtet hätten.

Mit welcher menschlichen Tragik diese Vertreibung von Menschen, die eine große Kultur geschaffen haben, einherging, zeigt folgende Geschichte. In den letzten Julitagen des Jahres 1492 – nach dem königlichen Edikt zur Vertreibung der Juden – bewegten sich große Scharen von Juden langsam zum Meer. Der katholische Geistliche Palaccio erzählt, was er sah: „Auf offenem Felde halten sie Rast. Die einen fallen vor Müdigkeit um, die

anderen, weil sie krank sind. Manche sterben, andere werden am Straßenrand geboren. Jeder Christ, der diese Elenden sieht, wird von Erbarmen ergriffen. Menschen aus dem Volke mengen sich unter sie und bitten sie, sich der Taufe zu unterwerfen. Aber der Rabbi ist gleich zur Stelle und muntert die Müden und Verzweifelten auf. Bewegen sich die Züge, dann singen die Frauen, und die Kinder schlagen auf die Handtrommel und blasen auf der Trompete. Wie nun einer dieser Züge das Meer erblickt, fangen Männer und Frauen an zu weinen, sie raufen sich die Haare und rufen den Allmächtigen um Gnade und Wunder an. Stundenlang starren sie aufs Wasser." Auch der Jammer dieser Leute ließ sich mit Hinweis auf den heiligen Jakob rechtfertigen. Nachdem die Juden 1492 vertrieben worden waren, begann um 1500 die Vertreibung der letzten Mauren.

Juden und Mauren waren also zu Fremden erklärt worden, denen gegenüber man sich willkürlich und grausam verhalten konnte. Juden und Muslime sollten bis zur europäischen Aufklärung keine Chance auf Anerkennung und Duldung im christlichen Abendland erhalten. Der heilige Jakob von Compostela war höchst erfolgreich Zu den vertriebenen Juden gehörten auch die Vorfahren von Elias Canetti, der 1904 im bulgarischen Rustschuk als Sohn sephardischer Eltern geboren wurde. Seine Muttersprache war Ladino, die alte Sprache der sephardischen Juden. Heute noch erinnern sich die Nachfahren der sephardische Juden in ihren Liedern der alten Heimat in Spanien. Mit dem heiligen Jakob als Symbolfigur war man also daran gegangen, die maurische, aber auch die sephardische Kultur in Spanien auszurotten. Unglaubliche Brutalitäten spielten sich damals ab. Es ist mir daher vollkommen unverständlich, dass heutige fromme Leute diesen Weg zum heiligen Jakob, dem Maurentöter, gehen!

Erst der kritische Geist des Humanismus im 15. und 16. Jahrhundert und die Reformation, als man an der Echtheit der Gebeine des heiligen Jakobs im Santiago zu zweifeln begann, sollten zu einem vorläufigen Niedergang der Wallfahrt zum heiligen Jakob führen. Luther soll sogar gemeint haben: „Geht nit dorthin (nach Santiago)“, wohl wissend, dass mit der Figur des heiligen Jakob in Santiago pures politisch-kirchliches Machtstreben verbunden ist. Es ist übrigens interessant, dass ab 1492, zur selben Zeit, als die Mauren Spanien verlassen mussten, die Pilgerfahrten nach Santiago zurückgingen. Später jedoch und vor allem in den letzten Jahren wird wieder an die alten Formen des Pilgerns nach Santiago angeknüpft, an eine Tradition, die sich gegen Juden und Mauren, die als Fremde definiert wurden, richtete.

8. Gedanken zu Ξενοι (Xenoi) und Βαρβαροι (Barbaroi)

Vagabunden und Vertriebene gab es zu allen Zeiten, sie waren abhängig von der Großzügigkeit und dem weiten Herzen von Menschen fremder Kulturen. Sie alle kamen als Fremde. Interessant ist, dass die alten Griechen sich sehr genau mit dem Thema der Fremden beschäftigt haben. So kannten sie den „Xenos“. Der „Xenos“ war für die Griechen jener Fremde, der gerne aufgenommen wird, er ist der Gastfreund, den man schätzt. Das erst vor ein paar Jahrzehnten erfundene Wort „Xenophobie“ (phobein heißt fürchten) ist demnach ein Unsinn, denn vor dem Xenos fürchtete sich der Grieche nicht. Angst hatte man vor dem Barbaros (eigentlich: der Lallende), dem Fremden, der als Eindringling kommt, entweder kriegsmäßig oder bloß bedrohlich. Der Xenos konnte dagegen sogar Gott Zeus persönlich sein. Schließlich lebte der Xenos im Sinne des alten Spruches der Römer: „Si vivis Romae Romano vivito more“ – „Wenn du in Rom lebst, so lebe nach römischer Sitte“.

Dem Xenos gelingt es, als Fremder akzeptiert zu werden, er kann damit rechnen, geachtet zu werden – zum Beispiel als Sommergast oder als anerkannter Asylant. Im Gegensatz zu ihm befindet sich der Barbaros, der als ungewollter Fremder Schwierigkeiten hat, geduldet zu werden.

9. Schlußbemerkungen

In meinen Ausführungen habe ich versucht, zu zeigen, dass die Gestalt des Fremden eine sehr bunte sein kann. Einmal – in diesem Sinn verstehe ich meinen Bezug auf den Missionar Lafitau – regte die Tatsache des Fremden bzw. einer fremden Kultur frühe Kulturanthropologen dazu an, sich mit dem Thema des Fremden näher zu beschäftigen. Schließlich habe ich von der Kulturanthropologie bzw. -soziologie her es unternommen, dem Fremden als Vagabund und Vertriebener nachzugehen. Im Vagabunden oder Wandern zeigt sich schlussendlich eine höchst spannende Gestalt, die Kulturen mit einander verbindet und die fähig ist, Neues in Kulturen einzubringen.

10. Literatur

- BACHOFEN, Johann Jakob (1861): Das Mutterrecht. – Stuttgart.
BRAUMANN, F. (ca. 1973): Franz Stelzhamer – Leben und Dichtung. o.O.
GIRTLE, Roland (1998): Rotwelsch, die alte Sprache der Diebe, Dirnen und Vagabunden. – Wien.

- GIRTLER, Roland (1984): Methoden der Feldforschung. – UTB. Wien.
- GIRTLER, Roland (2000): Julius Mosen (1803-1867). Jüdischer Burschenschafter in Jena und Dichter des Andreas-Hofer-Liedes. – In: *Alemania Studens* 10. Regensburg.
- GIRTLER, Roland (⁴2001): Methoden der Feldforschung. – UTB 2257. Wien.
- GIRTLER, Roland (³2003): Randkulturen - Theorien der Unanständigkeit. – Wien.
- GIRTLER, Roland (2005): Irrweg Jakobsweg - die Narbe in den Seelen von Muslimen, Juden und Ketzern. – Graz.
- HOFFMANN VON FALLERSLEBEN, August Heinrich (1856): *Liber Vagatorum*. – In: *Weimarsches Jahrbuch*. Hannover.
- MÜHLMANN, Wilhelm (1964): *Rassen, Ethnien, Kulturen*. – Neuwied.
- SIMMEL, Georg (1968): *Das individuelle Gesetz - philosophische Exkurse*. – Frankfurt a.M.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Matreier Gespräche - Schriftenreihe der Forschungsgemeinschaft Wilheminenberg](#)

Jahr/Year: 2006

Band/Volume: [2006](#)

Autor(en)/Author(s): Girtler Roland

Artikel/Article: [Die Bedeutung des Fremden für die Kulturanthropologie -
nebst Gedanken zu den Xenoi und Barbaroi 150-161](#)